

Erziehung und Toleranz in der Migrationsgesellschaft¹

(Isabell Diehm)

Eine Erziehung zur Toleranz erscheint so einfach und so naheliegend, wenn es wieder einmal zu antisemitischen oder rassistischen Vorkommnissen oder Übergriffen gekommen ist, wenn sich Intoleranz, Feindlichkeit und Hass Bahn gebrochen haben. In solchen Situationen eine Erziehung zur Toleranz zu fordern, erfolgt dann fast schon automatisch – vor allem seitens der Politik. Gerade sie ist schnell bei der Hand, soziale Probleme aller, nicht nur dieser Art, mit Erziehung, vor allem mit schulischer, also öffentlicher Erziehung beheben zu wollen. Prompt wird diese als zuständig erklärt und die Verantwortung aus dem eigenen Zuständigkeitsbereich der Politik in den der Erziehung und Bildung verlagert. So kommt es, dass die großen Umweltprobleme dieser Welt oder der globale Unfrieden zur pädagogischen Bearbeitung in den Kindergartengruppen unserer Kleinsten oder im schulischen Unterricht landen. Was die Politik nicht anzugehen oder zu lösen vermag, soll wenigstens hier einen Ort haben – bei der nachwachsenden Generation selbst. Sie ahnen, dass mich dieses Vorgehen nicht so richtig überzeugt.

Ich möchte heute auf die Schwierigkeiten zu sprechen kommen, die eine so verstandene Erziehung zur Toleranz mit sich führt.

Forderungen nach mehr Erziehung zur Toleranz ließen sich seit Mitte der 1990er Jahre zunehmend beobachten. Dies stand damals und steht bis heute in einem direkten Zusammenhang mit der immer weniger zu bestreitenden Tatsache, dass sich die Bundesrepublik zu einer Migrati-

¹ Vortrag, gehalten beim Neujahrsempfang der Ev. Kirchengemeinde Bad Wimpfen am 3. Februar 2018

ongesellschaft entwickelt hat, dass wir längst in einer Migrationsgesellschaft leben – einer Gesellschaft, die kontinuierlich von Wanderungsbewegungen: von Einwanderung, aber auch beträchtlicher Auswanderung und Durchwanderung gekennzeichnet ist. (Als Beispiel: Im Jahr 2015 lag der Bevölkerungszuwachs bei 1,1 Millionen Menschen, sie machten das Saldo, den sogenannten Wanderungsüberschuss aus, der sich aus Einwanderung abzüglich Abwanderung ergibt. Genauer aufgeschlüsselt heißt das: 2,1 Millionen Menschen sind gekommen, das waren 46% mehr als in 2014, demgegenüber aber verließen 998.000 Menschen das Land, das ergibt jene 1,1 Millionen und entspricht dem größten Wanderungsüberschuss seit dem Bestehen der BRD – ein Resultat der verstärkten Fluchtmigration im Jahr 2015).

Die migrationsbedingte Pluralisierung der bundesdeutschen Gesellschaft während der vergangenen Jahrzehnte also bildet den gesellschaftspolitischen Hintergrund dafür, dass Toleranz als ein Wert für das Zusammenleben wieder mehr an Bedeutung gewonnen hat als noch in den Jahren zuvor. Toleranz ist ein Begriff, ein Konzept, aber genauso ein Programm, dass in unserer Gesellschaft derzeit mehr denn je einen demokratischen Wert verkörpert und insofern auch immer wieder aufgerufen wird. Dabei kann Toleranz als eine fast unhinterfragt verankerte Tugend gelten – verankert im Werte- und Normenkanon der europäischen und anderer Demokratien. Institutionalisiert in deren Gesetzgebung stellt sie das Ideal einer notwendigen wie gelingenden gesellschaftspolitischen und sozialen Praxis dieser Gesellschaften dar.

Die Toleranz hat verzweigte Wurzeln, die bis in die Antike und das Mittelalter zurückreichen. Und mitnichten kann sie als eine allein europäische Errungenschaft gelten. So weist etwa die indische Philosophie bereits im 3. und 2. vorchristlichen Jahrhundert Vorschriften religiöser Toleranz auf.

Gleichwohl verorten wir die Toleranz, wie wir sie heute verstehen, historisch in der Zeit der europäischen Aufklärung. Die Religionskriege, die über Jahrhunderte wüteten – zu nennen wären hier etwa die Kreuzzüge und der 30-jährige Krieg, der im Jahr 1622 auch in Wimpfen nachhaltig für Verheerung und Tod sorgte –, die Religionskriege also hatten ein solches Maß an Zerstörung angerichtet, dass einzig der Toleranzgedanke als Ausweg erschien. Im Zuge der Aufklärung fand er seine Ausformulierung und gewann von da an immer mehr an Bedeutung.

Die Fraglosigkeit, mit der Toleranz in ihrem ethischen und normierenden Wert als Tugend in der Moderne anerkannt ist, schlug sich längere Zeit auch in einer ziemlichen Abstinenz der Philosophie ihr gegenüber nieder. Diese hatte sich nämlich lange Zeit nicht mehr ernsthaft mit ihr beschäftigt. Als dann ab Mitte der 1990er Jahre die zunehmende Pluralisierung in Folge weltweiter Migration die gesellschaftspolitischen und öffentlichen Debatten bewegte, richtete auch die Philosophie ihre Aufmerksamkeit erneut auf die Toleranz.

Und auch in den politischen Diskussionen wird seither die Toleranz immer wieder dann aufgerufen, wenn es um schwierige Konfliktlagen in der Migrationsgesellschaft Bundesrepublik geht. Ebenso ist die Toleranz als ein gewichtiges Erziehungs- und Bildungsziel der Migrationsgesellschaft in die erziehungswissenschaftlichen und pädagogischen Debatten eingewandert. Auch hier beschäftigt man sich seit der Jahrtausendwende systematischer mit der Toleranz – ihren konzeptionellen Aspekten, aber genauso ihren Widersprüchen und Grenzen.

Die Toleranz ist – und so verstehe ich auch die Einladung an mich – ein Konzept, über das sich nachzudenken lohnt: Im öffentlichen Diskurs spielt die Toleranz (wieder) eine wichtige Rolle; sie ist eng verknüpft mit Erziehungsanforderungen und -zielen im Sinne eines Werterhalts;

gleichzeitig wird in Öffentlichkeit und Politik so diskutiert als stünde sie unter Druck, als sei sie gefährdet und bedroht und müsse verteidigt werden; zur Diskussion stehen mitunter ihre Grenzen und eng mit der Toleranz verknüpft zeigen sich neuerdings auch Ängste.

Ich werde meine Überlegungen zum Zusammenhang von Toleranz und Erziehung in der Migrationsgesellschaft im Folgenden in zwei Schritten vorstellen: Zunächst werde ich das Toleranzkonzept kurz einer genaueren Betrachtung unterziehen und es in seinen wesentlichen Kernelementen beleuchten (1). Im zweiten Schritt möchte ich die Toleranz in ihrem ambivalenten Gehalt an einem konkreten Beispiel aus der pädagogischen Praxis aufschließen und Vorschläge zum angemessenen Umgang mit ihr versuchen (2).

1. Das Konzept der Toleranz

So unumstritten die Toleranz als eine wichtige, Liberalität garantierende Tugend in demokratisch verfassten Gesellschaften einerseits ist, so ambivalent kommt sie andererseits bei genauerer Betrachtung daher. Insofern ist sie, wie Rainer Forst – ein Frankfurter Philosoph und Toleranztheoretiker – in seinen Schriften stets betont, auch eine „umstrittene Tugend“. Für die Entfaltung des Toleranzgedankens bedurfte es nach den verheerenden Religionskriegen vor allem des 17. Jahrhunderts zunächst eines zentralen Schritts, der sich im Laufe des 16. Jahrhunderts mit dem politischen Liberalismus entwickelt hatte: die für uns heute vollkommen selbstverständliche Trennung von öffentlicher und privater Sphäre. Im öffentlichen Raum herrscht die politische Macht als Garant des sozialen Friedens – so das Ideal –, im privaten Bereich besteht die Freiheit des Gewissens, der religiösen Überzeugungen, des Glaubens und der persönlichen Bekenntnisse. Diese Trennung der beiden Sphären

war grundlegend, sie bildete die notwendige Struktur, damit sich Toleranz überhaupt erst entfalten konnte. Zugleich war und ist Toleranz ohne Freiheit, ohne Gewissens- und Meinungsfreiheit, nicht möglich. Ein Pluralismus der Bekenntnisse ist nur vor diesem Hintergrund denkbar.

Dieser schließt logischerweise auch die Möglichkeit der „falschen“ religiösen Überzeugung ein. Selbst wenn ich in den Augen der Anderen einer „falschen“, abgelehnten und nicht mehrheitsfähigen religiösen Überzeugung anhängen, garantiert mir dieser Pluralismus der Bekenntnisse, dass ich dies auch weiterhin tun kann. Das auf religiöse Überzeugungen abhebende Toleranzverständnis ist ohne dieses ihm innewohnende Moment der Missbilligung von Überzeugungen nicht denkbar, welches es nun gerade zu zivilisieren gilt. „Tolerante Einstellungen sind gekennzeichnet durch die Duldung eines Andersdenkenden *trotz* gleichzeitiger Missbilligung seiner Überzeugungen und Praktiken. Toleranz verlangt vom Tolerierenden, (...), die eigenen Überzeugungen nicht zur Grundlage einer Entscheidung zu machen, durch die die Integrität der Lebensform eines Andersdenkenden, an deren Erhalt der Andersdenkende ein berechtigtes Interesse hat, gefährdet wäre“, so der Philosoph Martin Hartmann (2001, S. 119, Hervorh. i.O.).

Dieses Zitat gibt das „traditionelle“ oder auch „klassisch-liberale“ Toleranzverständnis wieder, das sich im Laufe der Jahrhunderte sehr befördert durch die Aufklärung herausgebildet hat. Worum es im Falle der Toleranz eigentlich geht, machte der französische Aufklärungsphilosoph und Wegbereiter der französischen Revolution Voltaire im Jahr 1763 in seiner Schrift „Über die Toleranz“ deutlich. Veranlasst durch einen grausamen Justizmord an dem Calvinisten Jean Calas in Toulouse im Jahr 1762 veröffentlichte Voltaire ein seinerzeit viel beachtetes Plädoyer für Toleranz zwischen den Religionen. Diese Streitschrift enthält die Parabel einer Religionsstreitigkeit in China: Die Frage, wie lange zwei Vertreter

unterschiedlicher Glaubensrichtungen wegen ihrer hitzigen Streitereien noch in Arrest sitzen müssten, beantwortet der Mandarin, nachdem eine Einigung der zerstrittenen Parteien sowie deren gegenseitiges Verzeihen als aussichtslos erkannt worden waren: „Nun, (...) so mögen sie sitzen, bis sie *so tun*, als ob sie einander verzeihen“. (Voltaire 1978, S. 226, Hervorh. I.D.). Diese Aufforderung an die Kontrahenten des Konflikts enthält den Appell, die eigenen Überzeugungen soweit zurückzunehmen, dass ein Mindestmaß an sozialem Frieden gesichert werden kann. Sie verlangt immer eine Relativierung des eigenen Standpunkts.

Zusammenfassend lässt sich dieses „klassische“ Toleranzverständnis entlang der folgenden Strukturmerkmale grob charakterisieren:

Toleranz beschränkt sich im Wesentlichen auf Fragen des *religiösen Bekenntnisses, der Überzeugungen und des Gewissens*. Toleranz ist in diesem Sinne als eine *Kompromissformel* für im Grunde *unvereinbare bzw. nicht geteilte Überzeugungen und Praktiken* aufzufassen. Was eigentlich abgelehnt wird, erfährt Toleranz, was nichts anderes als *Duldung* meint. Sie signalisiert vorerst den *Verzicht auf gewaltförmige Unterdrückung* jener missbilligten oder abgelehnten Überzeugungen und Praktiken. Im Sinne Voltaires wird „*so getan, als ob*“ man die religiöse Überzeugung des anderen, seine Gewissensentscheidung oder seine Meinung für richtig hält – um des lieben Friedens willen und um Schlimmeres zu vermeiden.

Darüber hinaus wird Toleranz *gewährt*, sie ist also an *Macht gebunden*: Jemand toleriert oder duldet jemandes Überzeugungen, d.h. er oder sie lässt sich aus einer Position der *Geringschätzung* der anderen Meinung dazu herab, *Verachtetes zuzulassen*. Es wird so getan, als ob die Unvereinbarkeiten beigelegt seien. Toleranten Haltungen ist insofern eine gewisse Herablassung und machtbasierte Position eigen. Um Gewalt zu

vermeiden, macht man Zugeständnisse. Toleranz stellt mithin ein *Steuerungs- und Kontrollinstrument* bei gegensätzlichen Meinungen und sogar Feindschaften dar. Sie ist Ausdruck für *hierarchische und asymmetrische Kommunikation, Beziehungen und Interaktion* – vor allem auch deshalb, weil die gewährte Toleranz (jeder Zeit) *aufgekündigt* werden kann: vom Gutdünken desjenigen, der Toleranz gewährt, hängt es ab, wie weit diese reicht.

Bei aller Errungenschaft, welche die Toleranz an Freiheitsgewinn und Gewaltverzicht in der Zeit ihrer breiteren Entfaltung im alten Europa darstellte, birgt jenes klassische, eben alteuropäische Toleranzverständnis insofern auch ambivalente Dimensionen.

„Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.“ *„Die wahre Liberalität ist Anerkennung“* – so heißt es bei Goethe in seinen Maximen und Reflexionen (o.D.).

Ihnen ist dieses weitverbreitete Goethewort sicherlich schon begegnet. Es verweist auf den gerade eben erwähnten ambivalenten Grundzug der Toleranz ebenso wie es über die Toleranz hinausweist, indem es Anerkennung als die eigentliche Tugend einklagt.

Gegenüber dem klassischen Toleranzverständnis ist inzwischen eine Verschiebung zu beobachten. Sie bindet nun Toleranz und Anerkennung enger aneinander – ganz im Sinne Goethes. Toleranz- und Anerkennungsforderungen werden in gesellschaftskritischen und intellektuellen Diskursen neuerdings einem quasi synonymen Verständnis und Gebrauch unterworfen.

Das ist in meinen Augen nicht unproblematisch, zumal dann, wenn sich dies auch im Pädagogischen fortsetzt wie etwa im Programm einer Inter-

kulturellen Erziehung. Das Toleranzverständnis erscheint hier stark ausgeweitet und bezieht sich nicht mehr nur auf Fragen der religiösen Überzeugungen und des Gewissens, sondern gilt nun auch Merkmalen, die Gruppenzugehörigkeiten etwa zum Judentum, zu Frauen oder Schwarzen markieren.

Solche Merkmale sind in ihrer etikettierenden Wirkung *per se* problematisch, denn am Ende reduzieren sie Menschen auf dieses eine Merkmal.

In meinem Beispiel aus der pädagogischen Praxis werde ich auf diesen Gedanken gleich wieder zurückkommen. Zuvor will ich aber noch kurz skizzieren, was mit dem Konzept oder Programm einer Interkulturellen Pädagogik gemeint ist. Hierfür eignet sich eine kontrastierende Gegenüberstellung der „Ausländerpädagogik“ und der „Interkulturellen Pädagogik“, diese beiden pädagogischen Konzepte stehen jeweils für einen spezifischen pädagogischen Umgang mit einwanderungsbedingter Differenz.

Die sogenannte „*Ausländerpädagogik*“ entstand in Folge der „Gastarbeiter“-Migration der 1970er Jahre als eine Art Nischenpädagogik. Sie zeichnete sich dadurch aus, dass sie nationale, kulturelle, religiöse und sprachliche Unterschiede, welche die Kinder der Gastarbeiter mitbrachten, als „Defizite“ wahrnahm und kodierte. Um diese „Defizite“ schnellstmöglich zu überwinden, entwickelte man besondere pädagogische Vorgehensweisen – vor allem segregierende oder separierende Maßnahmen. Man sonderte die Kinder aus, indem man sie in besonderen Schulklassen zusammenfasste und von den deutschen Schülerinnen und Schülern trennte, immer unter der Maßgabe, ihre „Unzulänglichkeiten“ durch besondere pädagogische Förderangebote, vor allem Sprachkurse, auszugleichen, also zu kompensieren. Erreicht werden sollte eine schnelle Anpassung an die Mehrheit.

Das klappte jedoch alles nicht so, wie gedacht. Vielmehr haben sich eine Art Parallelschulsystem und spezifische Ausländerklassen in den Schulen etabliert, die damals auf Dauer gestellt waren. In den großen Städten wie Frankfurt oder in Nordrhein-Westfalen haben viele „Ausländerkinder“ niemals eine Regelschule besucht und wurden zuhause ohne Schulabschluss wieder ausgeschult. Dies war der Integration dieser Schülerinnen und Schüler nicht förderlich, sondern trug schlussendlich zu einer gravierenden Bildungsbenachteiligung bei.

Wenn Sie sich jetzt fragen, was an diesen Maßnahmen denn so besonders war, schließlich kennt man sie doch bis heute, kann ich Ihnen nur Recht geben. Leider hat man die Erkenntnisse, die bereits in den 80er Jahren vorlagen und die das Scheitern der ausländerpädagogischen Maßnahmen dokumentieren, nicht allzu ernst genommen. In jüngster Zeit fängt man gerade wieder so an, wie man damals aufgehört hat – noch immer werden segregierende Organisationsformen des Lernens für neu hinzugekommene Kinder befürwortet, noch immer versucht die Bildungsadministration die damaligen Misserfolge zu ignorieren.

Als man in Fachkreisen damals das Scheitern der Ausländerpädagogik erkannte, begann man, die sogenannte Interkulturelle Pädagogik zu propagieren. Sie betont die Bereicherung durch Kulturdiversität in meinen Augen jedoch allzu sehr und vernachlässigt dabei die Lernförderung und -unterstützung auf Seiten der Migrantenkinder. Alle Kinder sollen nun gemeinsam voneinander lernen, sollen ihre unterschiedlichen Kulturen kennenlernen und wertschätzen. Mit der Interkulturellen Pädagogik, die bis heute die Lehr- und Bildungspläne beherrscht, kamen Toleranz und Anerkennung von migrationsbezogener Differenz explizit als Erziehungs- und Bildungsziele ins Spiel. Interkulturelle Pädagogik soll dazu erziehen, kulturelle, nationale, sprachliche und religiöse Differenz nicht mehr als

Defizit, sondern als Bereicherung zu sehen, ihr soll mit Toleranz und Anerkennung begegnet werden. Damit war das Credo für ein Zusammenleben in einer multikulturellen Gesellschaft formuliert.

2. Ein Beispiel aus der pädagogischen Praxis

Aus einer amerikanischen Studie stammt das folgende Beispiel, das sich so in einer US-amerikanischen Kinder-Tageseinrichtung unter Dreijährigen ereignet hat – es handelt sich um eine kleine Szene:

„Die dreijährige Carla bereitet sich auf die Ruhezeit vor. Sie trägt ihre Decke zur anderen Seite des Gruppenraums. Die Erzieherin fragt sie, was sie tue. ‚Ich muss das wegräumen‘, erklärt Carla. ‚Warum?‘ fragt die Erzieherin. ‚Weil ich nicht neben einem Nigger schlafen kann‘, sagt Carla und zeigt auf die vierjährige Nicole, die auf der Decke neben ihr liegt. ‚Nigger stinken, ich kann nicht neben einer schlafen.‘ Ungläubig ermahnt die hellhäutige Erzieherin Carla, ihre Decke zurückzutragen und keine ‚verletzenden Wörter‘ zu gebrauchen. Carla schaut belustigt, fügt sich aber.“ (van Ausdale/Feagin 2001, S. 1)

Was wäre geschehen, wenn die Pädagogin Carla zur Toleranz gegenüber der dunkelhäutigen Nicole gemahnt hätte? Eine solche Aufforderung hätte sich auf ein unverlierbares Merkmal, Carlas Hautfarbe, und mithin auf sie als *ganze Person* bezogen. Dies würde nicht vertretbare pädagogische und soziale Wirkungen zeitigen. Die Aufforderung zur Toleranz hätte in dieser Situation bedeutet, das Merkmal Hautfarbe, das Nicole als Person ausmacht und das sie nicht ablegen kann, der Duldung anheim zu stellen – was wiederum auf das Ablehnungs- oder Missbilligungsmotiv verweist, das der Toleranz strukturell innewohnt. Die Auf-

forderung zur Toleranz hätte auch jenes „so tun, als ob“ im Sinne Voltaires aufgerufen, das Hierarchie, Asymmetrien und die immer mögliche Aufkündigung mit sich führt und Nicole in eine unterlegene und defensive Lage gebracht hätte, abhängig von Carlas Duldung, von der nicht klar gewesen wäre, wie weit sie reicht.

Aufforderungen zur Toleranz transportieren immer einen Vorbehalt, jenes „obwohl“ – in diesem Fall: Ich toleriere dich, *obwohl* du schwarz bist, aber es ist offen, wie lange ich das so handhaben werde.

Ich hoffe, dass dieses kleine Beispiel den ambivalenten Gehalt der Toleranz verdeutlichen konnte. Bei aller gut gemeinten Absicht ist der pädagogische Umgang mit Toleranz nicht einfach. Dies trifft genauso auf das Konzept der Anerkennung, einem weiteren hochgeschätzten Erziehungsziel der Interkulturellen Pädagogik, zu, auf das ich hier jedoch nicht mehr genauer eingehen kann. Festhalten dazu will ich lediglich, dass die Anerkennung nach Axel Honneth unterschiedliche Dimensionen beinhaltet – eine davon ist die der Liebe – gemeint ist die erste, frühe Liebe und Zuwendung durch die engsten Bezugspersonen, die einen Säugling stark und sicher machen. Anerkennung umfasst die *ganze Person* und bezieht sich nicht auf ein einzelnes Merkmal. Von Carla zu fordern, sie müsse Nicole anerkennen als ein Kind mit dunkler Hautfarbe, hätte schlussendlich bedeutet, Nicole auf ihre dunkle Haut zu reduzieren. Auch dies wäre eine fragwürdige Konsequenz einer gut gemeinten Absicht gewesen.

Was lässt sich nun aus all dem folgern?

Wir haben gesehen, was die Toleranz in sich vereint, wenn man sie genauer untersucht: eine wertvolle, mühsam errungene und für jedes Ge-

meinwesen, für jede Demokratie unentbehrliche Tugend, die im Einzelnen, also unter analytischen Gesichtspunkten, durchaus ambivalente Aspekte birgt. Gerade die Ambivalenz der Toleranz aber hat auch etwas Entlastendes: Wir müssen nicht alles, was das Zusammenleben in einer pluralistischen Gesellschaft an Differenzerfahrungen mit sich bringt vollumfänglich anerkennen. Gerade weil sich die Toleranz durch jenes Ablehnungs- oder Missbilligungsmotiv auszeichnet, gehört es zu ihrem Wesen, dass wir (religiöse) Überzeugungen, Meinungen oder Praktiken eben nicht mehr als dulden müssen, um Frieden und einen zivilisierten Umgang miteinander wahren zu können. Dulden aber müssen wir, was uns missfällt. Damit dies auch gelingt, sind in demokratischen Gesellschaften die notwendigen rechtlichen Vorkehrungen getroffen. In aufgeheizten politischen Debatten geht dies häufig unter. Und es wird mitunter sogar absichtsvoll und strategisch darüber hinweg gegangen, um Ängste zu schüren. Martha Nussbaum (2014) spricht in diesem Zusammenhang auch von einer neuen religiösen Intoleranz.

In meinen Augen nun ist es wichtig, insbesondere mit Blick auf das Erziehungsgeschehen, diese Ambivalenzen der Toleranz nicht zu übergehen, indem man sie etwa durch eine Gleichsetzung von Toleranz und Anerkennung aufzulösen versucht. Gerade in pädagogischen Situationen brauchen wir die Unterscheidung – nach einer Toleranz, die sich auf Fragen der Überzeugung, des Gewissens und der Meinungen bezieht, und nach einer Anerkennung, welche die ganze Person in ihrer menschlichen Würde umfasst. Dann wird es uns auch möglich sein, Intoleranz auf Seiten der Heranwachsenden zu kritisieren, zu diskutieren, sie zum Gegenstand von Debatten und Streit zu machen – ohne dabei die Person als Menschen abzulehnen. Dies erachte ich als Vermittlungsaufgabe pädagogisch wie demokratisch überaus bedeutsam.

Noch ein letzter Gedanke:

Die ambivalenten Aspekte der Toleranz treten nun insbesondere dann zu Tage, wenn erzogen, also in erzieherischer Absicht gehandelt wird. Erzieherisches Handeln ist absichtsvoll und zielgerichtet, im Falle von Unterricht auch instruktiv. Interkulturelle Pädagogik hebt ab auf eine Erziehung zur Toleranz gegenüber migrationsbedingten Unterschieden der Kultur, der Sprache, der Nationalität und Religion, auch der phänotypischen Unterschiede wie der Hautfarbe. Wenn eine solche Erziehung jedoch so aussieht, wie ich das gedankenexperimentell in der Szene mit Carla und Nicole skizziert habe, ist m.E. Skepsis geboten.

Wie aber lässt sich umgehen mit der Toleranz, wenn im Falle der Erziehung alles so verzwickt ist und überall Fallstricke ausliegen?

Peter Gardner (1993, S. 99), ein englischer Kollege, formuliert seinen Lösungsvorschlag in der paradoxen Formulierung: „*Tolerance is something which is caught rather than taught*“ (*Toleranz wird eher gefangen/beiläufig mitgenommen als gelehrt*). Seine Überlegungen zum pädagogischen Umgang mit Toleranz und die daran geknüpfte Frage, wie sie an die nachfolgende Generation vermittelt werden kann, kulminieren in der Einsicht, dass eine Erziehung zur Moral nicht als eine politisch korrekte Indoktrination enden dürfe. Ihm geht es um das beiläufige Lernen, das nicht-systematische, ungesteuerte Lernen im Alltag, wir nennen das auch Sozialisation. Im Falle der Toleranz teile ich seine Position weitgehend, sie scheint mir tatsächlich weiterführend.

Dann aber, meine Damen und Herren, sind wir alle gefordert. Dann ist es nicht damit getan, anlässlich problematischer Vorfälle reflexhaft nach öffentlicher Erziehung zu rufen und zu meinen, dass ihre Behandlung in der Schule schon ausreicht, um solche Probleme zu lösen. Das Erlern-

nen und die Aneignung von Toleranz im Sinne eines beiläufigen Mitnehmens, das Gardner meint, findet jeden Tag, an jeden Ort in allen möglichen Situationen und kommunikativen Konstellationen statt. Unser Sprechen, Handeln und unser Umgang miteinander macht die soziale und diskursive Umgebung der Kinder und Jugendlichen aus, sie bildet ihr alltägliches Lernumfeld. D. h.: Wir stehen in der Verantwortung, wenn es um die Vermittlung von Toleranz geht. Wir sind die Vorbilder und sollten unsere Verantwortung nicht delegieren.

Mit meinen guten Wünschen für das Jahr 2018 – für Sie alle und die Evangelische Gemeinde von Bad Wimpfen – danke ich für Ihre Aufmerksamkeit!

Literatur

- Ausdale van, Deborah/Feagin, Joe (2001): *The first R. How children learn Race and Racism*. Lanham, Bolder, NY, Oxford: Rowman and Littlefield Pub.
- Diehm, Isabell (2000): *Erziehung und Toleranz. Handlungstheoretische Implikationen Interkultureller Pädagogik*. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 46. Jg., Heft Nr. 2, S. 251-274;
- Diehm, Isabell (2010): *Anerkennung ist nicht Toleranz*. In: Schäfer, A./ Thompson, C. (Hg.): *Anerkennung*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 119-139;
- Forst, Rainer (Hg.) (2000): *Toleranz. Philosophische Grundlagen und gesellschaftliche Praxis einer umstrittenen Tugend*. Frankfurt am Main: Campus;
- Gardner, Peter (1993): *Tolerance and Education*. In: Horton, J. (Ed.): *Liberalism, Multiculturalism and Toleration*. New York: St. Martin's Press, S. 83-103;
- Hartmann, Martin (2001): *Dulden oder Anerkennen? Varianten der Toleranzkritik*. In: Kaufmann, M. (Hg.): *Integration oder Toleranz? Minderheiten als philosophisches Problem*. Freiburg/München: Verlag Karl Alber, S. 118-132;
- Honneth, Axel (1990): *Integrität und Missachtung. Grundmotive einer Moral der Anerkennung*. In: *Merkur*, 44. Jg., Heft 12, S. 1043-1054;
- Nussbaum, Martha (2014): *Die neue religiöse Intoleranz. Ein Ausweg aus der Politik der Angst*. Darmstadt: WBG;
- Voltaire (1763): *Über die Toleranz: Bericht von einer Religionsstreitigkeit in China*. In: Ders. (1978): *Recht und Politik, Schriften 1*, Frankfurt am Main, S. 223-226.